

# Alfred Huggenberger – Die Bauern von Steig

## **Kapitel 7: Die Malschachtel**

Von den Knaben im Dorfe hatte meines Wissens nur ein einziger eine Malschachtel: Hans Kinsperger. Doch der war der letzte, den ich jetzt um eine Gefälligkeit hätte angehen mögen, denn ich hatte das wegen dem Stallknecht immer noch stark im Gedächtnis. Und zudem hatte mir Hans jüngsthin wegen eines geringfügigen Zwistes den Übernamen «Mälerli» nachgerufen und mich damit so beleidigt, dass ich mir vorgenommen, vier Wochen lang kein Wort mehr mit ihm zu reden.

Aber die Sorge wegen des Spruches trat nach und nach so in den Vordergrund, dass ich mich oft über dem Gedanken ertappte, eine wenn auch nur oberflächliche Versöhnung mit Hans anzubahnen. Manchmal wachte ich nachts aus dem Schlafe auf und grübelte über einen Ausweg nach. Dabei kam ich immer wieder zu dem letzten und einzigen Rettungsmittel: ich musste mich unter allen Umständen in den Besitz von Hansens Farbenschachtel setzen.

Ohne von meinem heimlichen Groll ganz loszukommen, fing ich mich dem vom Glück bevorzugten Kameraden sachte zu nähern an, und es schien mir, als ob ihm das selber angenehm sei. In wenigen Tagen brachte ich es so weit, dass er wieder ganz zutraulich wurde, und eines Abends fand hinter Kinspergers Rebsteckenbeige, wo wir uns beim Versteckenspiel verborgen hielten, die Versöhnung ihren feierlichen Abschluss. Hans versicherte, dass es ihm gar nicht recht gewesen sei nachher, als er mich damals erzürnt habe und dass er mir ganz gewiss nicht ein einziges Mal mehr «Mälerli» nachrufen werde. Ich dagegen versprach grossmütig, alles zu vergessen, wie wenn nichts gewesen wäre. So kamen wir als die alten guten Freunde hinter der Beige hervor.

Ich sah mich am Ziel meiner Wünsche. Ich half Hans an diesem Abend die Rübenschnidmaschine treiben und liess mich sogar von ihm einladen, noch schnell in die Stube zu kommen, denn er hatte von seiner Mutter auf Weihnachten einen Schultornister bekommen, den wollte er mir zeigen. Und im Frühling dürfe er nach Trüb hinab in die Sekundarschule, wusste er leutselig zu berichten.

Nur mit halbem Ohr hörte ich auf seine Mitteilungen. Ich schielte nach dem Gestell hinauf – dort lag in einem Winkel hinter den zahlreichen grünglasierten Milchtöpfen ganz verachtet die heissbegehrte Malschachtel ...

Sollte ich Hans schon heute darum bitten? Ich überlegte schnell, ob ich das übers Herz bringen würde. Nein. Um alles andere eher als um diese Malschachtel. Wenigstens eine Woche musste ich warten, sonst würde Hans ganz bestimmt merken, warum ich wieder gut mit ihm geworden. Aber eine Woche – sieben Tage! Nun – es ging ja vielleicht auch mit fünf!

Da fuhr mir, während Hans seinen Tornister in der Nebenstube versorgte, wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf: Wenn ich die Schachtel jetzt schnell an mich nähme! Es würde niemand ihr Fehlen bemerken. Und in ein paar Tagen könnte ich sie wieder heimlich hinlegen ...

Mit schnellem Entschlusse setzte ich einen Fuss auf die breite Wandbank, über der sich das Milchgestell hinzog. Ein Schwung, ein Griff, und das Kleinod war in meinen zitternden Händen. Blitzschnell kehrte ich mich gegen den grünen Kachelofen und liess die Schachtel in der inneren Tasche meines Wamses verschwinden, das ich dann sorgfältig zuknöpfte. Als ich mit schlechtem Gewissen Umschau hielt, sah ich, dass Hansens Mutter in der halbgeöffneten Küchentüre stand.

Ein lähmender Schreck legte sich auf meine Glieder. Aber nur für eine Sekunde, dann hatte ich mich schon ein wenig gefasst. Noch war es ja nicht ganz gewiss, dass sie mich beobachtet hatte. Ich versuchte gleichgültig zu tun und piffte die Verse vor mich hin:

« Wo Berge sich erheben  
Zum hohen Himmelszelt ...  
Da ist ein freies Leben,  
Da ist die Alpenwelt ...»

Wir hatten dieses Lied heute Nachmittag in der Schule eingeübt. So oft ich die Weise später hörte oder singen musste, legte sich die Erinnerung an einen der schwersten Augenblicke meines Lebens mit unmittelbarem Druck auf mein Herz.

Während des Pfeifens drückte ich mich sachte nach dem Fenster zu; auf plötzliche Eingebung hin schrie ich, als hätte mich draussen jemand gerufen: «Ja, ja! Ich komme gleich!», und wollte mich eiligst hinausmachen.

Aber die Bäuerin vertrat mir den Weg. Sie sah mich böse an, ich wusste augenblicklich, dass ich verraten war.

«He, du Lümmel! Was hast du auf dem Gestell zu tun gehabt?» In meiner Hülfslosigkeit versuchte ich zu leugnen. «Ich? Auf dem Gestell? Hä, nichts.»

Unterdessen war auch Hans wieder in die Stube gekommen. Er warf einen Blick nach der leeren Ecke auf dem Gestell und einen zweiten auf mein straff zugeknöpftes Wams, auf dem sich in deutlichen Umrissen die unglückliche Malschachtel abzeichnete.

«So, da haben wir dich, Schelm!», zeterte er und fing an, mir die Knöpfe aufzureissen, worauf er sein Eigentum triumphierend an sich nahm.

Ich stand wie erstarrt und merkte es kaum, dass mich die Kinspergerin links und rechts mit Ohrfeigen bedachte. Ich sah nur den gelben Malkasten in Hansens Händen, der nichts mehr und nichts weniger als meinen Untergang bedeutete. Ja, ich sah ihn noch, als ich von der Bäuerin längst unter einer Flut von Scheltwörtern zur Türe hinaus bugsiert worden war.

Da stand ich nun im kalten Hausgang, zerschmettert, vernichtet. Ich hörte, wie die Kinspergerin drinnen noch immer geiferte: «Untersteh dich, Bub, und bring mir noch einmal von dem Schelmenpack ins Haus! Ich will dir's raten!»

Ich hätte am liebsten sterben mögen. Für mich war ja nun doch alles aus. Wenn mich Hans verriet, so ging es mir wie dem Schors Schwengeler, der seinem Vater Geld genommen, um ein Pistölchen daraus zu kaufen. Der Lehrer hatte ihm vor allen Schülern eine grosse Standrede gehalten; wie das Stehlen eine so schwere Sünde sei, und wie diejenigen, die nicht davon lassen könnten, nirgend anders als im Zuchthaus enden würden. Und alle Kinder hatten während der feierlichen Strafpredigt neugierig oder mitleidig auf den armen Übeltäter gesehen, der in unsern Augen nun schon zum künftigen Zuchthäusler gestempelt war. Aber Schors hatte heimlich in den Tisch hineingelacht und sogar nachher laut geprahlt: wenn er gern ein Schelm werden wollte, so ginge das den Lehrer gar nichts an! Er hätte wegen der dreissig Rappen auch nicht so eine Brühe machen müssen. Er, Schors, habe es auch gesehen, wie der Lehrer die Ilgenwirtin gestern Abend vor der Haustüre in die Wange gekniffen habe.

Ich nahm mir fest vor, dann auch trotzig zu sein wie der Schors. Und wenn mir alle «Schelm» nachrufen würden – was machte das? Mit Margritte war es nun ja doch vorbei. Ich lief einfach weg, weit weg, ja bis in ein anderes Land, wo mich niemand kannte ...

Da öffnete sich die Stubentüre ein wenig. Hans, der noch immer die Farbschachtel in der Hand hielt, sah mich schwer Gedemütigten einen Augenblick mitleidig an, dann kam er in den halbdunkeln Gang heraus und schloss die Türe hinter sich zu.

«Warum hast du mir denn die Malschachtel stehlen wollen? Du bist doch sonst nicht so einer?»

Diese Worte flossen wie Balsam auf meine verwundete Seele. Während ich unbeweglich stand und die Tränen hilflos über meine Wangen rinnen liess, wiederholte er ganz freundlich: «So red' doch auch!»

«Ich habe sie dir ja gar nicht nehmen wollen!», brachte ich endlich mühsam heraus. «Ich hätte sie dir wiedergebracht. – Beim Eid!», beteuerte ich noch, während ich vor Schluchzen fast erstickte.

«Aber warum hast du denn nichts zu mir sagen können? Ich hätte dir die Schachtel ja schon für ein paar Tage geliehen.»

Ich zog mein zerknittertes Nastuch heraus und trocknete mir das Gesicht damit. «Glaubst du, ich hätte das nicht getan, wenn ...»

«Was wenn?»

«Ach, du weisst ja schon. Und den Übernamen hättest du mir doch auch nicht nachzurufen brauchen.»

«Ja so! Ist denn das nicht abgetan gewesen? Und zu was hast du überhaupt die Mal-schachtel brauchen wollen?»

Ich presste die Lippen aufeinander und sah ihn fest an. Wollte er das nun wissen? ...

«Sagst mir's nicht?» Seine Stimme klang feindlich. Ich schüttelte unsicher den Kopf.

«Gut, dann werde ich dich beim Lehrer verklagen. Ich habe sonst gemeint –»

Er wollte sich kurz von mir abwenden, ich hielt ihn zurück. «Ei, so wart' doch! Wenn ich dir zehnmal nacheinander die Rechnungen auflöse?» ...

«Die Mutter hilft mir schon, die kann's so gut wie du.» «Und du willst es also wirklich dem Lehrer sagen?» «Vielleicht – vielleicht auch nicht.»

Ich verlegte mich aufs Bitten. «Nein, gelt, das musst du nicht machen. Ich habe dich auch nicht verraten damals, als du das Schulthermometer zerbrochen hast.»

«Das ist wahr, aber ich habe dir dafür drei Stücke Brot gegeben.» «Weisst du was, ich helfe dir sogar die drei Klafter Holz im Bachtobel an die Strasse hinauftragen, umsonst! Letztes Jahr hast du mir zwanzig Äpfel geben müssen!» Ich war nun wieder ziemlich beherzt. Die grosse Hoffnung, dass alles noch gut vorbeigehen werde, hatte in meinem Herzen Wurzel gefasst. Hans war ja im Grunde gar nicht so ein böser, er liess mit sich reden. Allerdings wollte er nun unter allen Umständen wissen, wozu ich den Malkasten hatte brauchen wollen. Daran war nichts zu ändern.

«Wirst du aber dann nichts ausplaudern, wenn ich dir's sage?», fragte ich nach einigem unnützen Hin- und Herreden. «Was ausplaudern?»

«Eben wegen dem vorhin. Und auch wegen meiner Zeichnung.» «Gar nichts, gewiss nicht! Was ich einmal verspreche ...»

«Gut, also!» Ich nahm eine selbstbewusstere Haltung an. «Ich male den Spruch an Margrittens – am Steinernen Platz.» Hans sah mich gross an.

«Ja, kannst du auch Buchstaben malen?»

«Hä, das wollen wir hoffen! Das ist gar nicht so schwer!» Ich wäre ordentlich ins Prahlen gekommen, aber Hans liess mich nicht lange reden.

«Wenn du Buchstaben malen kannst, dann will ich auch welche von dir haben. Ich leihe dir die Schachtel für eine ganze Woche, wenn du mir zwei einzige Buchstaben malst.»

«Und sagst also keinem Menschen etwas, auch dem Lehrer nicht?»

«Ganz gewiss nicht, keinem Menschen!» «Sag: Beim Eid!»

Nun war der Handel abgeschlossen. Hans überreichte mir die Farbschachtel, welche ich mit Genugtuung am gleichen Plätzchen verwahrte, das sie schon einmal vorübergehend eingenommen hatte.

«Bis wann willst du die Buchstaben gemalt haben?», fragte ich dann mit einer gewissen Wichtigkeit.

«Bis am Sonntag», entschied Hans nach einigem Besinnen. «Es muss ein M und ein S sein, die sind ja nicht besonders schwer zu machen. Aber gelt, recht hübsch! Auch einige Blümchen darum, wenn du kannst.»

«Blümchen – warum nicht.» Ich dachte jetzt gar nicht an das, was ich sagte. Keinen Augenblick war ich darüber im Zweifel, wer mit M.S. gemeint war.

«Was heisst eigentlich, „M.S.“?», fragte ich zögernd. «Du musst mir ja nur die Buchstaben malen.»

Wir standen nun unter der offenen Haustüre. Die Dämmerung war eingetreten, ein kalter Ostwind blies über die gefrorenen Strassen. Hans schüttelte sich und wollte hineingehen. Aber ich gab ihn noch nicht frei.

«M.S. – heisst das etwa –». Ich konnte den Namen Margritte Stamm nicht aussprechen. «Heisst das etwa Mina Stürler?»

Hans wurde unwillig. «Wenn du mir die Buchstaben nicht malen willst, kannst du's einfach sagen. Das ist mir ganz gleichgültig.»

«Ei, du weisst doch, dass das abgemacht ist!» Ich empfand bitter, dass Hans nun Gewalt über mich hatte. «Also am Sonntagabend kannst du die Buchstaben bei mir holen; und wenn sie dir nicht gefallen, mach' ich dir sogar zwei andere.»

Aber ehe ich ausgeredet, hatte sich Hans mit einem flüchtigen «Schlafwohl» hineingemacht.

Frierend schlich ich nach Hause. Die Malschachtel freute mich nicht. Wem wollte Hans Kinsperger seine Buchstaben schenken? Darüber war ich nicht im Zweifel. Denn Mina Stürler, die in der Schule neben Margritte sass und die allein ausser ihr mit M.S. gemeint sein konnte, war nicht angesehen, schon weil sie in der Burdi daheim war. Um die kümmerte sich Hans Kinsperger kaum.

Ich kannte damals das Wort Eifersucht noch nicht. Aber der Gedanke, dass es Hans gelingen könnte, sich in Margrittens Gunst zu setzen, nagte wie ein Wurm an meinem Herzen.

Es musste etwas geschehen. Ich sann und grübelte und stand mehrmals still, trotz der Kälte. Ja, ich musste mit Margritte reden. Ganz ernst und dringend. Ich musste ihr sagen, dass ich unbedingt mehr werden wolle als alle Knaben im Dorfe. Und dass sie keinen andern gern haben dürfe, denn ich wolle das auch mit ihr so halten. Ja! – dann konnte Hans mit seinen Buchstaben kommen!

Als ich in unserer Stube noch kein Licht sah, ging ich, ohne recht zu wissen, was ich wollte, an des Schneiders Häuschen vorüber und geradewegs nach dem Steinernen Platz. Ganz keck betrat ich die blanken Steinfliesen vor dem Hause, die dem stolzen Hofe den Namen gegeben. Da blieb ich plötzlich wie gebannt stehen. Was wollte ich denn hier? Ich wurde mir meiner ganzen Armut bewusst. Das dunkle Haus mit den geschlossenen Läden kam mir vor wie eine Burg, davor eiserne Männer Wache halten.

Ich drückte mich seitwärts an den hohen Brunnenstock und überlegte.

Da öffnete sich die schwere, eichene Haustüre. Ein Mädchen trippelte vorsichtig über die glatten Treppensteine herab und ganz nahe an mir vorbei. Es war Margritte. Ich hätte ihr Kleid mit der Hand erfassen können. Aber ich stand geduckt in meinem Versteck und wagte kaum zu atmen.

Margritte stiess einige Mal mit dem Fuss an die verschlossene Stalltüre und rief mit heller Stimme zum Nachtesen. Dann huschte sie wieder an mir vorüber und ins Haus hinein. Ich machte mir bittere Vorwürfe darüber, dass ich die herrliche Gelegenheit so blöde verscherzt. Aber was hätte ich denn sagen sollen? Ich hätte Margritte höchstens erschreckt. Langsamer als ich hergekommen war, machte ich mich heimzu. Im Lichtschein einer Lampe, der aus irgend einem Fenster auf die Strasse fiel, blieb ich stehen, zog meine Farbschachtel heraus und öffnete sorgfältig das Schiebbrettchen. Wie erstaunte ich, als die Schachtel nur fünf armselige Farbenrestchen enthielt! Ein schönes Rot war nicht einmal dabei. Sollte ich nicht gleich hinlaufen und die Schachtel auf Kinspergers Treppe legen? Nein, das half nichts, die Buchstaben musste ich Hans nun doch malen.

Da kam mir plötzlich ein Gedanke: wenn ich ihm mit dem Angebinde bei Margritte zuvorkäme! ... Es war ja nicht redlich, es war Hinterlist dabei. Aber – wenn Hans doch nicht selber malen konnte, was brauchte er den Mädchen Buchstaben zu schenken? Und hätte ich nicht ganz gut von mir aus auf den Einfall kommen können? ...

Der Schneider Enz war heut bei besonders guter Laune, und da Frau Rike nicht gleich in der Stube war, gab es kein einziges Scheltwort wegen meines langen Ausbleibens. Er klopfte mir auf die Schulter und sagte: «So, Bub, morgen geh' ich nach Trüb hinab und in die Stadt. Weil du in der letzten Zeit so tüchtig im Holzschopf geschafft hast, bring' ich dir einen Kram mit heim: eine Malschachtel musst du haben, wui!»

Eine Stunde früher, und diese Botschaft hätte mein Herz mit Glückseligkeit erfüllt. Jetzt ärgerte sie mich beinahe.

«Nun, was studierst du? Warum springst du nicht auf den Tisch vor Freude?»

Ich merkte, dass seine Stimmung schon umzuschlagen drohte und versicherte schnell, dass er mir mit gar nichts auf der Welt so viel Vergnügen machen könne, wie mit einer Malschachtel. «Ich meinte bloss», fügte ich erklärend bei und log und wünschte zugleich, «ich meinte bloss – die rechten sind halt teuer ...»

«Einfalt», lachte Enz vergnügt, «wenn ich im Kopf habe, etwas zu kaufen, so kaufe ich es. Ich habe heut dem Gemeinderat Steiner einen Rock umändern müssen, den ihm der Herrensneider in Trüb verschustert hat, das ist mehr wert als einhundert Malkasten. Wui! Und wegen deiner hab' ich auch mit dem Steiner geredet. Er ist zwar ein Hartgefrorener, weiss schon. Wer wird Verstand suchen bei so einem dickköpfigen Bauern, der dazu noch im Gemeindrat sitzt? Von Kunst erst recht kein Dunst! Aber als ich von der Million berich-

tete, die du den Steigern einmal werdest vermachen können, kroch er doch auf den Leim und meinte, man könne ja dann sehen, wenn du wirklich so ein Wundertier seiest. Das ist wieder ein tüchtiger Schritt vorwärts, sag' ich dir! Ich will die Kerle schon einseifen, dass ich ein Geld zuwegbringe für dich! Und morgen kriegst du die Malschachtel. Wui!»

So nahm der böse Tag noch ein ganz leidliches Ende. Da ich an das Versprechen des Schneiders Enz nicht im geringsten glaubte, behalf ich mich für die Fertigstellung meines Spruches mit Hansens leidlich passenden Farbenrestchen und machte mich hierauf ohne weiteres an das neue Kunstwerk. Aus einem gut erhaltenen Zeichnungsblatt schnitt ich ein passendes Stück von der Grösse eines Buchzeichens aus, das ich dann mit der Schere fein auszackte. Alles gelang mir vortrefflich, es kam ein rechtes Fieber über mich. Und doch konnte ich mich nicht von Herzen freuen, als nun die Buchstaben *M.* und *S.* sauber bemalt und verschnörkelt auf dem Buchzeichen prangten. Zwar redete ich mir fortwährend ein, ich sei ganz im Recht. Aber am Ende zwang ich mich immer wieder zu dem löblichen Beschluss, die Buchstaben wie recht und billig an Hans Kinsperger abzugeben. Er hatte halt doch den Gedanken ersonnen. Und was half alles, wenn er zornig wurde und die Geschichte von der Malschachtel an den Tag brachte? Nun – ich hatte ja noch Zeit zum Überlegen. – Wenn halt die Buchstaben nur nicht gar so hübsch geraten wären! ... In dieser Nacht hatte ich einen schweren Traum. Die Kinspergerin stand neben meinem Bett, sie trug die gelbe Malschachtel in der Hand und legte sie mir mit einem bösen Blick auf die Bettdecke hin. Die Schachtel wurde schwerer und schwerer und drohte mich zuletzt zu erdrücken, bis ich, in Angstschweiss gebadet, erwachte.